

– notwendigen Unzulänglichkeit entsprechend deklariert worden wäre. In der vorliegenden Form stellt es eine in Teilen durchaus wertvolle Vorarbeit zu einem würdigen Nachfolger für das Schriftstellerlexikon von Recke und Napiersky dar.

MARTIN KLÖKER

*The „Baltic Frontier“ Revisited. Power Structures and Cross-Cultural Interactions in the Baltic Region.* Proceedings of the International Symposium in Florence, February 29<sup>th</sup> and March 1<sup>st</sup>, 2008. Hrsg. von IMBI SOOMAN und STEFAN DONECKER. Vienna 2009. 309 S. ISBN: 9783950157512.

Dieser Sammelband hinterlässt einen zwiespältigen Eindruck – „zwiespältig“ diesmal nicht allein als Verweis auf die schwankende Qualität der Beiträge bezogen, sondern auf den Umstand, dass man eigentlich mindestens zwei Bände in der Hand hat. Schon dass die beiden Herausgeber, Schwedisch- und Estnischlektorin sowie Koordinatorin des Ostseestudienprogramms der Universität Wien die eine, Doktorand an der Europäischen Universität Florenz der andere, getrennte Einführungen schreiben, verweist auf das Doppelpack, das einem hier serviert wird. So setzen sich nur die ersten vier Autoren explizit mit der Anwendbarkeit der berühmten „Frontier“-Konzeption Frederick Jackson Turners auf Livland bzw. die Ostseeregion auseinander, während die übrigen zehn Texte mehr oder weniger im Bereich des Untertitels anzusiedeln wären. Thematisch reicht der Band somit von der Ostsee-„Frontier“ in Helmold von Bosaus „Slawenchronik“ bis zu Erinnerungskonflikten im heutigen Lettland und Estland. Exkurse in die Bildungspolitik der deutschbaltischen Ritterschaften im 19. Jahrhundert, in die russische Historiografie heute und unter Stalin sowie in die Rezeption des Holocaust in den baltischen Staaten als Indikator für deren demokratisches Potential unterstreichen, dass hier doch eher ein Gemischtwarenladen zur Diskussion gestellt wird.

Wenn man will, kann man sich mit der Überschrift der Einleitung behelfen – „The Many Frontiers of the Baltic“. Wann aber wird es beliebig? Und wieso bezieht Stefan Donecker hier die Konzepte der modernen „Frontier“-Forschung, d. h. die Untersuchung von „asymmetric ethnic encounters“ und der Peripherie als „autonomous agent“ sowie der Betonung von Legenden und Mythen, für die Zeit nach 1500 vor allem auf den Kontakt von „westlichen“ Europäern und „asiatischen“ Russen, als ob es keine „Grenzerfahrung“ zwischen deutschbaltischer Oberschicht

und „ihren“ Bauernvölkern gab? Nur weil die klassische Erfahrung der Turner'schen beweglichen Grenze schon längst passé war? In seinem eigenen lesenswerten Text zu den diskursiven Nachwirkungen der „Medieval Frontier“ zeigt Donecker schlüssig, wie nicht nur die Opposition zum Nachbarn im Osten sich im historischen Diskurs der Deutschbalten zur Bollwerk-Ideologie verstetigte, sondern auch, wie sehr gerade sie durch die Legende der „Aufseglung“ schon im 17. Jahrhundert ihre historische „Mission“ an der Kulturgrenze aufzuwerten versuchten. Spätestens als 100 000 Esten und Letten in den 1840er Jahren den orthodoxen Glauben annahmen, brach in gewisser Weise die alte Frontier aus der Missionszeit allerdings auch wieder innerhalb der Landesgrenzen auf – ein Umstand, der im Band nicht erwähnt wird. Zugleich war doch die Vorstellung der Asymmetrie im Kontext der lokalen sozialökonomischen Situation so etwas wie die Lebensversicherung deutschbaltischer Existenz, genauso wie die Behauptung der baltischen Peripherie als „autonomer Agent“ im Kontext des Russischen Reichs ihr Credo war. Gerade im imperialen Zusammenhang Russlands jedoch spielten die Ostseeprovinzen eher die Rolle einer lange vergessenen Frontier, bis in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts der russische Nationalismus bzw. die Staatsraison die westlichen *okrainy*, „Grenzländer“, als Dorn im nach Süden und Osten expandierenden russischen Staatskörper zu betrachten begann. Insofern wäre auch die viel geschmähte „Russifizierung“ vielleicht einmal als eine Sonderform der Frontier-Erfahrung zu untersuchen – und zwar aus „asiatischer“, nicht aus „westlicher“ Perspektive.<sup>1</sup>

Linda Kaljundi liest Helmolds „Slawenchronik“ als narrative Repräsentation von Kreuzzugs- und Konversionskonzepten seiner Zeit: Indem der Chronist Vergangenes erzählt, konzeptualisiert er eine rituell auf das engste mit der (biblischen) Tradition verbundenen Gegenwart. Damit ist auch die spezifische Frontier-Erfahrung der Missionare im zum Ideal erhobenen Exil unter den Heiden genauso an biblischen Vorbildern ausgerichtet wie der ganze Prozess von Konversion der Slawen und Landnahme der Sachsen in Kaljundis Worten einen „biblical re-enactment circle“ darstellt (S. 37). Zugleich stellt sich somit durch die „historisation of the frontier“ (S. 38) automatisch eine tief in der Vergangenheit wurzelnde Kontinuität des Kreuzzugs im Norden ein.

Die kollektive Identität der Rigaer Kaufmannschaft im 16. und 17. Jahrhundert interessiert Holger Berg unter besonderer Berücksichtigung ethnischer Kategorien. Mit Recht weist er die simple Übertragung moderner nationaler Identitäten, die in der älteren deutschbaltischen Literatur selbstverständliche Verwendung fand, zurück. Er kann aber nachweisen, dass gerade in einer Zeit verstärkter ausländischer Konkurrenz und Konflikten

<sup>1</sup> Für eine faszinierende und vielschichtige weltweite Perspektive auf die „Frontier“ im 19. Jahrhundert vgl. JÜRGEN OSTERHAMMEL: Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts, München 2009, S. 465-564.

mit dem (polnischen) Landesherrn Kaufleute eher dazu neigten, traditionelle Diskriminierungen von speziellen Berufszweigen nun mit ethnischen Kategorien zu unterfüttern – und Esten und Letten nun endgültig aus den Gilden auszuschließen. Die soziale Funktion und semantische Reichweite solcher Formulierungen wie „das polnische Joch“, die bezeichnenderweise eher im diplomatischen Schriftverkehr von preußischen und Lübecker Diplomaten auftaucht, harrt aber noch ihrer weiteren Untersuchung.

Die bildliche Repräsentation der baltischen Frontier auf mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Karten untersucht René Trebel. Wer solche Karten lesen konnte, dem wurde die Grenzlage der Region gegenüber „Asien“ und einem seit dem 15. Jahrhundert deutlicher hervortretenden Nachbarn Russland eingeschärft. Zugleich wurde ihre Lage an den Ausläufern einer dicht besiedelten westeuropäischen Küstenregion herausgearbeitet. Den Kontext einer – im Turner’schen Sinne – beweglichen Frontier hatte die Region damit aber bereits verlassen, worauf hier leider nicht weiter hingewiesen wird. Die Auseinandersetzungen mit dem äußeren Gegenüber erhielten somit auch in den Aussagen der Kartografie statischen Charakter.

Während die vorangegangenen Beiträge mit durchaus innovativen Ansätzen hervortreten, enttäuscht der Artikel von Vija Daukšte über „Bildung als politischer Faktor in der Geschichte Lettlands“. Schon die in der heutigen nationalen Historiografie übliche Projektion „Lettlands“ in die Vergangenheit erinnert nicht nur an die Übertragung nationaler Kategorien der älteren deutschbaltischen Narrationen, sondern auch an sowjetische Praktiken, für die ja schon die Kiever Rus’ Teil der Geschichte der UdSSR war. Im Lichte der neueren Imperiumsforschung sind beliebte Formulierungen wie die vom russischen Bildungsminister Uvarov als einem „überzeugten Gegner der baltischen Autonomie“ zudem in ihrer Schärfe nicht mehr haltbar. Uvarovs berühmte Trias „Selbstherrschaft, Orthodoxie, Volkstümlichkeit“ für die Debatten der 1860er Jahre in Beschlag zu nehmen, bedeutet all die vehementen innerrussischen Reflexionen über exakt diese Werte der imperialen Regierung, die ja auch nur eine Reaktion auf die Französische Revolution darstellten, zu ignorieren. Dass St. Petersburg danach strebte, seinen Herrschaftsbereich institutionell und vor allem auch sprachlich zu vereinheitlichen, kann im Kontext der Herrschaftsformen europäischen Imperien eigentlich niemanden verwundern. Diese stereotype Anklage an russische Herrschaft, die stets in das Schlagwort von der geplanten „Russifizierung“ mündet, sollte endlich auch in der baltischen Geschichtsschreibung einmal differenzierter betrachtet werden.

Nach einer durchaus informativen Analyse der Arbeit des Instytut Bałtycki (Toruń/Gdynia) in der Zwischenkriegszeit von Marta Gzrechnik, welche vor allem auf den Anspruch des polnischen Staates auf den nach Versailles erhaltenen Zugang zur Ostsee ausgerichtet war, springt der Band zur stalinistischen Historiografie und deren Bild von Ivan IV. Mau-

reen Perrie, deren Buch über den Ivan-Kult unter Stalin<sup>2</sup> ja mittlerweile zu den Standardwerken der Ideologiegeschichte des Stalinismus gehört, fasst die argumentative Linie zusammen, die von Ivans behauptetem Anspruch auf sein livländisches Vatererbe zur sowjetischen Okkupation der baltischen Staaten 1940 reicht. Neben Presseartikeln und wissenschaftlichen Abhandlungen untersucht sie auch belletristische Werke. Interessant ist aber vor allem die Heranziehung von Sergej Ėizenštejns berühmtem Film „Ivan Groznyj“, dessen später herausgeschnittener Prolog einige emblematische Szenen enthielt, wie etwa den Aufschrei des Zaren am Wappen von Reval: „You shall again be known by your Russian name of Kolyvan!“ (S. 140). Es mag dahingestellt bleiben, ob Perries Überlegung, die sowjetische Propagandageschichte hätte so viel Wert auf die gescheiterten Unternehmungen Ivans an der Ostseeküste gelegt, weil man fürchtete, mit der Betonung der Eroberungen Peters I. das neutrale Schweden zu vergraulen, stichhaltig sind. Entscheidend war vielleicht vielmehr, auf diese Weise Stalins Erfolg stärker betonen zu können, denn als Nachfolger Peters I. wäre Stalin unvermeidlich mit der Frage konfrontiert worden, warum eine zweite Eroberung überhaupt notwendig geworden war. Perries Analyse bringt jedoch deutlich zutage, wie sehr neben dem „Vatererbe“-Motiv auch die Idee der seefahrenden Großmacht im stalinistischen Diskurs des Livländischen Kriegs verbreitet war. Der Schriftsteller Valentin Kostylev z. B. legte dem „Schrecklichen“ in seiner ihm gewidmeten Romantrilogie die empathischen Worte in den Mund: „O sea! Now Russian peasant songs will resound above your dreadful deeps, and the banner of the Muscovite sovereign will stream victorious above your boundless expanses!“ Ein besseres Leitmotiv für den Ausbau der roten Baltischen Flotte in den Nachkriegsjahren kann man sich kaum vorstellen.

Die übrigen Texte seien kurz vorgestellt. Lars Fredrik Stöcker untersucht die Spaltung der Ostsee in den Jahren des Kalten Krieges einmal nicht unter dem Aspekt der Konfrontation, sondern unter dem der „transnational entanglements“. Es handelt sich bei diesem Text aber eher um ein Forschungsprogramm, das sich vor allem um die estnische und polnische Emigration in Schweden kümmern will (womit Stöcker im Grunde doch wieder bei der Konfrontation landet). Magnus Ilmjärv hebt die Unterschiede hervor, die bei aller Kontinuität die heutige russische Historiografie der Jahre 1939/40 kennzeichnen: Das Geheime Zusatzprotokoll vom 23. August 1939 wird nicht mehr rundheraus abgelehnt, die These der simultanen Revolution in allen drei Ländern im Juni 1940 wird aufgegeben, die Expansion der Grenzen habe strategischen Zielen (und nicht der Bewahrung des Friedens) gedient und schließlich werden die baltischen Staaten nicht mehr beschuldigt, Vorbereitungen für einen Angriff auf die UdSSR

<sup>2</sup> MAUREEN PERRIE: *The Cult of Ivan the Terrible in Stalin's Russia*, Houndmills und New York 2001.

getroffen zu haben. Der Begriff der „Okkupation“ hingegen werde nur von wenigen Autoren überhaupt in Erwägung gezogen.

Oliver Rathkolb diskutiert Umfragen von 2001, wonach die Ablehnung einer „starken Hand“ in der Regierung von den osteuropäischen Staaten am schwächsten im Baltikum ausgeprägt war, im Kontext der Erinnerung an den Holocaust und der Arbeit der Präsidialkommissionen in Tallinn und Riga. Rüdiger Reiding erläutert Sprachsituation und Sprachpolitik im südöstlichen Ostseeraum, wozu neben Lettland und Litauen auch Weißrussland und vor allem die Ukraine zählen. Anschließend berichtet Katja Wezel von Erinnerungskonflikten in Lettland, wobei sie in erster Linie der lettischen Innenpolitik schlechte Noten ausstellt, da sie die russischsprachigen Wähler im Grunde ignoriert habe. Die staatliche Geschichtspolitik wiederum sei einzig auf die Opfer-Konzeption der nationallettischen Geschichte fokussiert, was die Nicht-Letten ausschließe. Wezel zufolge seien schon jetzt deutliche Anzeichen erkennbar, dass sich gerade die gut Lettisch sprechende jüngere Generation immer weniger mit der Agenda des Staates identifiziere. Daran anknüpfend präsentiert Imbi Sooman einen chronologischen Überblick über die estnisch-russische Krise um den Bronzenen Soldaten von April bis August 2007. Ihre Diagnose ist schmerzhaft: Estland habe die faschistischen Aspekte seiner Vergangenheit nicht aufgearbeitet und besitze keine funktionierende Zivilgesellschaft. Zudem seien die Medien viel zu regierungstreu, was die unreflektierte Solidarität mit Georgien im August 2008 demonstriert habe. Letztlich drückt sie aber die Hoffnung aus, dass die Affäre um das Denkmal manche Dinge auch für die Politik klarer gemacht habe. Aus heutiger Perspektive kann man nur schließen, dass in diesem Kontext die Wirtschaftskrise die estnische Regierung davor bewahrt hat, Konsequenzen in ihrer Integrations- und Erinnerungspolitik zu ziehen: Geldknappheit erstickt alle notwendigen Initiativen.

Somit bietet dieser Band – im Gegensatz zu seinem Titel – von allem etwas. Jeder wird für sich den einen oder anderen Beitrag als gewinnbringend empfinden können, doch wird ein einheitliches Konzept nicht erkennbar, auch wenn die meisten Beiträge pflichtschuldige Hinweise auf die Idee der „Frontier“ beinhalten. Zu bemängeln wären auch noch die haarsträubende Transkription des kyrillischen Alphabets im Beitrag von Perrie und die verblüffende Schreibweise einer Tallinner Gedenkstätte im Beitrag von Rathkolb: „Maarjamjagi“ statt „Maarjamägi“ deutet so eindeutig auf eine Übernahme aus dem Russischen hin (S. 196), dass man sich nur wundern kann, warum eine muttersprachliche Estin als Mitherausgeberin dies übersehen konnte. Trotzdem: Wer sich nicht von den Versprechungen des Titels locken lässt, wird bei der Lektüre durchaus belohnt.

KARSTEN BRÜGGEMANN